



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Auf Sizilien : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Auf Sizilien

Von Otto Kaemmel

(Fortsetzung)



ine Art Längsschnitt durch die ganze Entwicklung der palermitanisch-sizilianischen Kultur gewährt das Museum im Kloster dell' Olivella. Wie schön sind doch diese italienischen Klöster, abgeschlossen nach außen, daher still inmitten des Lärmes der Stadt, im Innern durch Säulenhöfe gegliedert, die, indem sie Schutz vor Sonnenbrand und Unwetter gewähren, den Aufenthalt im Freien jeder Zeit gestatten, und durch freundliche Gartenanlagen auch von den langen Gängen und Zellen ringsum dem Auge ein anmutiges Bild darbieten. So legt sich auch dieses in ein Museum verwandelte Kloster um zwei Höfe, einen kleinen vordern und einen darauf folgenden größern, den eigentlichen Kreuzgang, einen üppigen Garten mit Palmen und einem Wasserbecken in der Mitte, in dem Gruppen hoher Papyrusstauden aufragen, auch sie ein Geschenk des fernen Orients. In diesen Höfen, in den Gängen und Sälen des weitläufigen Gebäudes sind Denkmäler einer Geschichte von zweieinhalb bis drei Jahrtausenden gesammelt, von den prähistorischen Gräberfunden bei Selinus bis zu den Bildern der modernen sizilianischen Malerschule, Inschriften, Geräte, Gefäße, Statuen, Architekturteile, Münzen, Medaillen, Gemälde der verschiedensten Zeitalter. Wer sich jemals mit Archäologie beschäftigt hat, dem ist es wie eine heitere Jugenderinnerung, wenn ihm in Saale von Selinus von der einen der drei Metopen, die zu den ältesten Werken der griechischen Plastik gehören (um 600 v. Chr.), die Medusa, der soeben Perseus den Hals abschneidet, vergnügt entgegen lächelt, die Zunge lang heraussteckend, und den aus ihrem Blute entsprungenen Pegasus zärtlich an sich drückend, und man erstaunt über den raschen Fortschritt der Kunst, wenn man damit die nur noch wenig befangene Zeichnung der Gestalten auf den Metopen aus dem fünften Jahrhundert an der andern Wand vergleicht. Der Eindruck wird bei beiden Gruppen dadurch erhöht, daß diese Reliefplatten zwischen den Triglyphen und den Gesimsen aus gelbem Tuff so eingesetzt sind, wie sie es in Wirklichkeit an den Tempeln waren. Etruskische Totenkisten (die mit Sizilien historisch natürlich nichts zu thun haben), altgriechische, namentlich schwarzfigurige Vasen, herrliche Bronzen, darunter ein kolossaler Widder von fabelhafter Lebenswahrheit aus Syrakus, sizilianische Terrakotten und eine reiche Sammlung der

schönen sizilianischen Münzen sind die Hauptteile der antiken Denkmäler. Aus dem Mittelalter ziehn natürlich die Reste arabischer Kunst: Stücke bemalter Holzdecken, Bronzen und Gefäße (darunter eine prachtvolle, in Weiß und Gold gehaltne Thonvase von 1½ Meter Höhe), aus der neuern Zeit u. a. die herrlichen, mit Korallen besetzten Kirchengefäße und Kirchengewänder, echt sizilianische Arbeiten aus Trapani, die Aufmerksamkeit besonders auf sich. In einem der Zimmer aber erinnert eine Inschrift an den patriotischen Mönch Ugo Bassi, der 1849 als Feldkaplan Garibaldis seine Vaterlandsliebe „vor den Gewehren der Fremden besiegeln mußte, indem er seine Seele Gott gab, sein Blut den Tyrannen“ (*patrio amore che egli avanti ai moschetti degli stranieri doveva consecrare, dando l'anima a Dio, il sanguine ai tiranni*).

Doch so wertvoll derartige Museen sind, wer aus Italien kommt, der ist von Museen schon einigermaßen übersättigt und überhaupt nicht gerade ihre wegen nach Sizilien gegangen. Unwiderstehlich zieht es ihn immer wieder hinaus. Immer wieder erfreut man sich an den rauschenden Springbrunnen, denen eine neue Leitung seit 1897 aus den Nebroden das köstlichste Gebirgswasser zuführt, denn erst im Süden und namentlich auf Sizilien begreift man recht die belebende Kraft des quellenden Wassers, das Pindar mit einer für uns Nordländer nicht recht verständlichen Inbrunst als „das Beste“ auf der Welt gepriesen hat (*ἄριστον μὲν ὕδωρ*); immer wieder staunt man über die Üppigkeit des Pflanzenwuchses da, wo das Wasser vorhanden ist, so vor allem in der herrlichen Villa Giulia am Süden der Stadt, über die schlanken Palmen, die hier etwas ganz gewöhnliches sind, eine Erbschaft der Araber, über die mächtigen Agaven und die grotesken, riesigen, manns hohen Opuntien, die beide auch auf dem dürrsten Felsgrunde fortkommen, beide Gaben der neuen Welt an die alte, aber jetzt so sehr zur landschaftlichen Staffage der Mittelmeerküsten gehörig, daß sie Friedrich Breller anachronistisch auch in seinen Odysseelandschaften verwandt hat, und immer neu bleibt der herrliche Blick von der Marina aus nach dem blauen Meere, den schönen Linien des Monte Pellegrino im Norden, den Bergketten der Conca d'oro und dem Monte Catalano mit dem weißschimmernden Bagheria im Südosten.

Zu Palermo gehört die Conca d'oro wie die Muschel zur Perle. Besonders lebhaft haben die Araber ihre Schönheit empfunden, denn sie fanden hier wieder, was sie im Orient, in Afrika und in Spanien überall hatten, ein überschwenglich reiches Fruchtland, eine „Bega,“ umgeben von starrem, ödem Felsgestein, den Gegensatz, der die Bezeichnung „goldne Muschel“ erst recht verständlich macht, denn wie in harter Kalkschale die weiche Muschel, so liegt diese Ebne zwischen kahlen Felsbergen, bewässert vom Dreto und einem ganzen Netze von Quellen und Brunnen aus arabischer Zeit. So haben die Araber denn auch hier hinein ihre Lustschlösser gestellt, zwischen üppige Gärten und rauschende Wässer, im Südosten der Stadt die Favara (Castello di Mara Dolce) am Fuße des Monte Grifone, im Westen die Cuba vor der Porta nuova, und die Zisa bei Olivuzza, Bauten der normannischen und der hohenstaufischen

Fürsten, aber sie alle sind jetzt mehr oder weniger verändert und entstellt, und von der alten Pracht ist um so weniger mehr übrig, als sie im wesentlichen auf der Dekoration, nicht auf der Bauanlage beruhte und aus leicht vergänglichem Material hergestellt war. Nur die Zisa ist wenigstens in ihren Grundformen noch erhalten, ein hohes längliches Viereck mit Spitzbogenblenden an den sonst glatten gelbbraunen Mauern.

Was Boden, Wasser und Gartenbaukunst unter dieser Sonne vermögen, das lehren moderne Villen, wie die aussichtberühmte Villa Belmonte am Abhange des Monte Pellegrino und die Villa Tasca in der Ebene an der Straße nach Monreale. Diese herrliche Schöpfung des Grafen Lucio Tasca († 1892) ist in der Anlage modern, doch mit einzelnen charakteristisch italienischen Eigentümlichkeiten ausgestattet, mit kleinen Teichen, Springbrunnen, Wasserfällen, marmornen Ruhesitzen, Statuen, zierlichen Tempelchen aus gelbem Kalktuff. Dazwischen entfaltet sich eine üppige, halbtropische Vegetation, Dattel- und Fächerpalmen, Edelkastanien, Mispeln und Feigen, riesige Yuccas, prachtvolle, fremdartige Koniferen, hohe, dunkle Cypressen, kolossale Agaven, von denen manche einen Blütenstengel von fünf bis sechs Meter Höhe getrieben hatten und nun im Absterben waren, groteske, stachelige Opuntien, Lorbeerhecken und Nebengänge, und hundert andre Pflanzen, von denen der Laie nicht einmal den Namen kennt. In dem einen der beiden kleinen Tempel, der auf diese ganze Gartenpracht herabschaut, hat der Sohn des Verstorbenen dem Vater ein Denkmal gesetzt, das ihn preist, weil er „die Künste liebte und beschützte, den Landbau zu entwickeln suchte, indem er ihm seine Intelligenz widmete.“ Denn Graf L. Tasca war einer der thätigsten und einsichtigsten Landwirte von Sizilien. Seinen Park hat er in weiter Ausdehnung rings umgeben mit Gemüsegärten, Weinpflanzungen (auch von amerikanischen Reben) und Hainen von Orangen und Zitronen; von dem erhöhten Rundtempel aus fällt deshalb der Blick auf ein dunkelgrünes Wipfelmeer, aus dem die sich schon goldig färbenden Früchte dicht gedrängt hervorschimmerten.

Es ist also ein echt sizilianisches, obwohl kein wirklich antikes Bild, wenn Goethe in einem der köstlichen Fragmente seiner *Naufikaa*, zu der ihm der Gedanke auf Sizilien kam, den Garten des Phäakenkönigs Alkinoos also schildert:

Dort bringen neben Früchten wieder Blüten,
Und Frucht auf Früchte wechseln durch das Jahr.
Die Pomeranze, die Citrone steht
Im dunkeln Laube, und die Feige folgt
Der Feige. Reich beschützt ist rings umher der Garten
Mit Aoe und Stachelfeigen.

Über diese grüngoldne Gartenpracht herüber schimmerte die weiße Häusergruppe von Monreale an der südwestlichen Bergwand. Hier hat der letzte legitime König normannischen Stammes Wilhelm II. 1174 bis 1189 das Benediktinerkloster mit dem prachtvollen Dom erbaut, um den sich erst später eine kleine Stadt gebildet hat, etwa sieben Kilometer von Palermo entfernt.

Viz Rocca am Fuße der Anhöhe führt jetzt durch die fast ununterbrochne Häuserreihe der Vorstädte und Vororte die elektrische Straßenbahn. Von Rocca windet sich dann die Straße langsam hinauf, staubig und schattenlos. Bei der brennenden Sonne des 7. November zogen wir — mein militärischer Reisegefährte und ich — statt der hier sehr unpraktisch von Bädeler empfohlenen „angenehmen Fußwanderung“ es vor, einen Wagen zu nehmen, ein allerdings höchst fragwürdiges Gefährt mit einem noch fragwürdigern greisen Schimmel, das einer photographischen Aufnahme wert schien. Schöne Barockbrunnen (von 1760), die einst Goethe bewunderte, begleiten die Straße, doch sie waren versiegt; dafür waren die Kalkfelsgehänge mit dichten Massen riesiger Opuntien und Agaven bedeckt. Oben angelangt sahen wir den Dom vor uns, einen lang gestreckten Bau mit drei runden Apsiden, die den drei Schiffen entsprechen und an den Außenwänden mit den eigentümlich normännischen verschlungen Bogenornamenten verziert sind, mit hohen Spitzbogenfenstern und zwei starken, viereckigen, aber unvollendet gebliebenen Glockentürmen an der Westseite. Ist diese Anlage nordisch, so ist die Ausschmückung arabisch-byzantinisch, denn die Granitsäulen tragen arabische Spitzbogen, und alle Flächen sind mit farbenprächtigen Mosaiken bedeckt; darüber schwebt die offene Balkendecke. Der Chor und die Seitenkapelle des Crocifisso aber glänzen in der Pracht bunten sizilianischen Marmors. An die Kirche schließt sich der großartige Kreuzgang des Klosters, der schönste des italienisch-romanischen Stils und nur mit dem von San Paolo fuori le mura bei Rom zu vergleichen, ein mächtiges Viereck, von arabischen Spitzbogen umschlossen, die sich auf gekuppelten Doppelsäulen der mannigfaltigsten Gestalt erheben, und wie jedes Paar in Kapitäl und Schaftverzierung verschieden ist, so waren sie ehemals mit buntem Mosaik in den verschiedensten Mustern ausgelegt, und eine schimmernde Farben- und Formenpracht umkleidete einst diesen Hof mit orientalischem-märchenhaftem Reiz. Nur an einigen Säulen ist der alte, von spanischer Soldateska roh zerstörte Schmuck wieder erneuert; sie geben wenigstens eine Ahnung von dem ursprünglichen Glanze. Das ehemalige Kloster enthält jetzt ein Collegio und eine Schule unter der Leitung von Benediktinern.

Von Monreale herab öffnet sich der volle Blick auf die Conca d'oro, ein Meer von Wipfeln dunkler Drangen- und Citronenhaine und staubgrüner Olivenwälder zwischen den grauen, nackten Abhängen der Gebirge, nur hier und da von den lichten Punkten kleiner Häusergruppen unterbrochen. Jenseits der weißen Stadt schimmert stahlblau das weite Meer, und wie Wächter liegen zu beiden Seiten der Monte Grifone und der Monte Pellegrino.

Wie sozusagen eine arabisch-orientalische Grundstimmung durch diese Landschaft und diese Bauten geht, so glaubt man sie auch noch in der Volksart und im Volksleben wahrzunehmen. Das Volk ist im allgemeinen weniger lebhaft als in Neapel, ernster, ruhiger, gefeilter; sogar die Droschkentutcher sind nicht im entferntesten so aufdringlich wie dort, und so lebendig der Verkehr auch ist, der Lärm der ausrufenden Verkäufer, unter denen die Schwamm- und die Kaktusfeigenhändler für Palermo besonders bezeichnend sind, ist hier viel

geringer. Zuweilen sieht man auch fremdartige Köpfe mit gelbbrauner Haut, starkem schwarzem Haar und stechenden schwarzen Augen. Auch eine besonders charakteristische Staffage des Straßenlebens, die buntbemalten Karren (*carri siciliani*) mit ihrer eigentümlichen Anschirung, wie man sie überhaupt auf Sizilien, am schönsten aber in Palermo trifft, sind ein merkwürdiges Produkt sehr verschiedner Kultureinflüsse. Es sind hohe zweirädrige Wagen, das Untergestell, die Gabel, in der das Zugtier geht, die großen Räder, vor allem aber der niedrige Wagenkasten in den buntesten Farben, gelb, rot, grün, blau bemalt. Die Flächen des Wagenkastens zumal weisen ganze Bilderreihen auf, eine oder zwei Darstellungen auf jeder Seite, seltner Blumenstücke, häufig Bilder aus der heiligen Geschichte (Reinigung des Tempels, Abendmahl) oder aus dem Volksleben (z. B. den Namenstag des Pfarrers beim Gutsherrn), noch öfter Szenen aus der Heldensage, dem antiken wie dem romantischen Epos (z. B. des Aeneas Flucht aus Troja oder Kämpfe zwischen Kreuzfahrern und Türken, vermutlich nach Tassos Befreitem Jerusalem, sogar Tells Flucht aus dem Schiffe) und aus der italienischen Geschichte (Ettore Fieramosca), ja sogar aus der neuesten Zeit (Hochzeit Napoleons III.). Den Gegenstand verraten zum Glück beigefügte Inschriften. Die Bilder sind offenbar nach feststehenden Schablonen gemalt, ganz kunstlos und naiv in möglichst grellen Farben ohne Licht und Schatten, aber stolz pflegt der *dipintor di carri* Namen und Wohnung zuzusetzen. Das reiche Geschirr des Pferdes, Esels oder Maulesels aber verrät geradezu arabischen Geschmack: mit rotem, von Goldfaltern schimmernden Sammet oder Wollstoff ist das Riemenzeug belegt, und auf dem Kopfe, wie vor allem auf dem Sattelnopf trägt das Tier einen hohen Aufsatz mit roten oder blauen oder grünen quastenartigen Behängen und bunten Federn, wie man sie im Orient etwa an Kamelen sieht.

Ob nun die sizilianische Neigung zu Geheimbünden gegen die bestehende Staatsordnung mit dieser ethnographischen Grundlage zusammenhängt oder sich mehr aus der Geschichte des Landes erklärt, das zweitausend Jahre lang immer unter der Herrschaft von Fremden gestanden, also auch den Staat als solchen immer als etwas Fremdes, Drückendes, ja Räuberisches und Willkürliches empfunden hat, steht dahin; wahrscheinlich wirkt beides zusammen. Jedenfalls ist bei allen Semiten der Zusammenhang durch Geschlecht, Bluthrüderschaft und Religion immer viel stärker gewesen als das Staatsbewußtsein, und auf sizilianischem Boden, wo die ganze politische Ordnung niemals von innen heraus erwachsen ist, konnte sich ein solches überhaupt kaum bilden. Schwere soziale Übelstände mußten und müssen diese Gesinnung verstärken. Ist doch Sizilien im Altertum das klassische Land der Sklavenkriege, also sozialer Revolutionen gewesen, und noch heute entbehrt es eines grundbesitzenden Bauernstandes. Jedenfalls hat in Palermo die *Maffia* ihren Hauptsitz, zur Hälfte eine Gesellschaft von Leuten aller Stände zur gemeinsamen Ausbeutung andrer und zu gegenseitiger, auch ungesetzlicher Unterstützung, zur andern Hälfte eine Art von Feme gegen alle Feinde der *Maffiosi*. Der Fremde merkt davon natürlich

nichts. Aber in diesen Wochen, wo der Prozeß Notarbartolo vor dem Schwurgericht von Mailand spielte und der Sohn des Ermordeten in offener Sitzung Palizzolo, den Abgeordneten von Palermo, als den Anstifter des Mordes und als Maffiosen anklagte, brachten die italienischen Zeitungen, nicht zum wenigsten die Palermitanischen Blätter, täglich spaltenlange Berichte über die Verhandlungen und Geschichten von der unheimlichen Macht der Maffia bis in die höchsten Kreise hinauf. Später wurde mir, wenn ich nicht irre, in Syrakus, erzählt, daß Florio, der größte Grundbesitzer der Insel, jährlich 12000 Lire an die Maffia zahle, um unbelästigt zu bleiben. Jedenfalls ist auf Sizilien die Maffia mächtiger als die Regierung, und es ist schwer zu sagen, wie dieser in einer jahrtausendelangen Entwicklung wurzelnde Krebschaden jemals geheilt werden soll. Ein parlamentarisches Regiment wie das heutige wird es jedenfalls nicht vermögen. So tritt auch hierin das Fremdartige, halb Orientalische des Landes charakteristisch hervor.

Dieses Element beschränkt sich allerdings im wesentlichen auf das westliche Drittel der Insel. Der Osten hat zwar zweieinhalb Jahrhunderte lang unter arabischer Herrschaft gestanden, aber niemals eine stärkere semitische Bevölkerung gehabt, ist vielmehr namentlich an seinen Küsten der Schauplatz einer tief eindringenden griechischen Kolonisation und Staatenbildung gewesen. Nach der ehemals ganz hellenischen Ostküste führt heute bis Messina eine Eisenbahnfahrt von fünf, bis Syrakus, der südlichsten und größten alten Griechenstadt Siziliens, eine solche von achtundeinhalb Stunden. Jene geht an der überaus malerischen Nordküste hin, diese führt auf ihrer längsten Strecke durch das Innere der Insel. Die erste Route mußte mein militärischer Gefährte leider schon am zweiten Tage einschlagen, um in Messina den Dampfer „Re Umberto“ zu erreichen, der ihn nach Alexandria bringen sollte; die zweite hatte ich gewählt, weil ich auf die altgriechische Ostküste die meiste Zeit verwenden und vom Innern wenigstens ungefähr ein Bild gewinnen wollte.

2. Syrakus

Die Eisenbahn führt zunächst etwa vierzig Kilometer lang an der Nordküste hin durch üppig strotzende Fruchtgärten und bis über Bagheria hinaus durch eine kaum unterbrochene Reihe von Ortschaften. Kunstlose Kellern wiesen überall darauf hin, daß hier jeder Bauer seinen Rebensaft selbst bereitet, darunter vor allem den dunkelroten feurigen Misilmeri. Rückwärts blieb der Monte Pellegrino noch lange sichtbar, voraus zeigte sich das schöne Küstengebirge von Cefalu, links dehnte sich das stahlblaue Meer, auf dem zahlreiche Fischerbarcken schaukelten, nur am nördlichen Horizont lag eine dunkle Wolkenbank. Eine Strecke hinter Termini (Thermä), unweit des alten Himera, wo im Jahre 480 v. Chr. die vereinigten sizilischen Griechen die Karthager bis zur Vernichtung schlugen, biegt die Eisenbahnlinie scharf rechtwinklig nach Süden ab in das Thal des Fiume torto hinein, und mit einem Schlage ändert sich das Ansehen der Landschaft. Mühsam klonn der Zug, dem Flußthale folgend,

die Wasserscheide nach dem afrikanischen Meere hinauf nach Roccapalumba, wo die Linie nach Girgenti abzweigt; dann wand er sich ostwärts durch Tunnel und Kurven der Wasserscheide nach dem Ionischen Meere zu. Ringsum dehnte sich ein starkwelliges Berg- und Hügelland. Bald erschien es als starrer, grauer, öder Felsboden, bald als braune Ackerflächen, auf denen oft einmal lange Reihen von Pfluggespannen an der Feldbestellung waren, und in vielen Teilen ist es gewiß sehr fruchtbar — das Land der Demeter, die Kornkammer Roms! —, jetzt aber war es überall erschreckend dürr, denn es hatte von Ende Januar bis Allerheiligen, neun Monate lang, auf Sizilien keinen Tropfen geregnet, und immer ist es baumlos und menschenleer, denn die kleinen Ortschaften liegen meist von der Bahnlinie entfernt auf steilen Felshöhen.

Bei der Station Imera sah man die ersten Schwefelblöcke verladen, große viereckige gelbe Tafeln, die so schwer sind, daß ein kräftiger Esel nur zwei zu tragen vermag; sie kamen von den Schwefelgruben in der Gegend von Girgenti und gingen nach Catania, dem Hauptausfuhrhafen dafür. Immer höher kletterte der Zug nach Castrogiovanni, dem uralten Enna, hinauf, der festen Burg der Sikuler im Altertum, und der Araber, die es Kasr Janni nannten, im Mittelalter, einer unersteglichen Bergfestung auf dem breiten Plateau eines steilabstürzenden Felsenklozes von fast 1000 Meter Meereshöhe; etwas entfernter lag weit links das ganz ähnliche Leonforte. Die Stationen waren dünn gesät und wenig belebt, und mit einem Restaurant versehen auf der ganzen langen Strecke nur eine, Santa Caterina-Airbi, wo eine Zweiglinie nach Girgenti abgeht. Aber trotz des starken Hungers, der sich gegen Mittag meldete, sah mir das dortige Büffett so wenig vertrauenerweckend aus, daß ich mich mit trockenem Käse, hartem Brot und einer Flasche Rotwein begnügte. Ein Sizilianer, wie es schien ein Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, ein stattlicher Mann, der dort eingestiegen war und mir gegenüber saß, konnte das in seinem gastfreundlichen Herzen nicht mit ansehen; selbst mit einem wohl- ausgestatteten Frühstückskorb ausgerüstet lud er mich ein, mit zuzulangen, und ich hätte den wackern Mann beleidigt, wenn ich dieses echt sizilianische Anerbieten abgelehnt hätte. Das brachte uns ins Gespräch, er machte mich auf das und jenes in der Landschaft aufmerksam, und wir schieden, als er ausstieg, mit freundlichem Händeschütteln und guten Wünschen.

Inzwischen erreichte die Bahn hinter Enna die Wasserscheide, und der Zug begann rascher in das Thal des Dittaino, des alten Chrysas, hinabzurollen. Hier und da erschien in der einförmigen, graubraunen Landschaft eine grüne Baumoase von Orangen, Citronen und Feigen, die Stationen und Bahnwärterhäuschen waren mit hochstämmigen Eukalypten umgeben, und indem sich allmählich das Land verflachte, stieg im Nordosten als breiter blauer Regal der gewaltige Ätna (bei den Sizilianern Etna mit langgezogener, betonter erster Silbe) auf, von Wolken gekrönt. Immer beherrschender trat er hervor, als der Zug die breite Fruchtebene von Catania, die größte der Insel, erreichte, eine wohlbewässerte, auch jetzt noch grüne, reichbebaute Fläche, landeinwärts

von hellblauen, feingezeichneten Berglinien begrenzt; im Osten erschien als dunkelblauer Streifen das Ionische Meer. Bei Bicocca, kurz vor Catania, wo man nach Syrakus umsteigt, wendet sich die dorthin, also südwärts führende Linie zunächst wieder vom Meere weg und mehr ins Land hinein und erreicht an einem kleinen, sumpfigen See, dem größten Siziliens, vorüber Lentini, das antike Leontinoi, das terrassenförmig an einem Berghange liegt; dann tritt sie wieder dicht an die hier flache Küste heran.

In tiefem Blau leuchtete das Ionische Meer unter der hellen Nachmittags-sonne, auf langgestreckter Halbinsel drüben am herrlich geschwungenen Meerbusen von Megara lag in blendendem Sonnenschein weißglänzend Augusta, eine Gründung Kaiser Friedrichs II. und jetzt noch befestigt; längs des Strandes dehnten sich die Salinen aus, flache, durch schmale Dämme getrennte Meeresbecken, in denen das Salz durch Verdunstung gewonnen wird; die unter hellen Ziegeldächern regelmäßig aufgeschütteten Haufen schimmerten wie frischgefallener Schnee. Bald kamen langgestreckte Höhenzüge in Sicht; an einem einförmigen, mauerartigen, felsgrauen, kahlen Abhange hin, dann durch einen tiefen Einschnitt mit senkrechten Wänden flog der Zug und hielt endlich gegen $1\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags in einem kleinen Bahnhofe. Der Ruf der Schaffner: *Siracusa!* kündigte mir an, daß ich das südlichste Ziel meiner Reise erreicht hatte. In dem Menschengedränge auf dem Bahnsteig rief mir ein Knabe: *Villa Politi!* entgegen, und da ich diesen Gasthof gewählt hatte, vertraute ich mich ihm an. Wenige Minuten später führte mich eine elegante Droschke inmitten aufwirbelnden Staubs eine rasch ansteigende Straße aufwärts; ich sah links kahle Felshöhen, rechts blaue Wasserflächen, ragende Masten und eine terrassenförmig aufsteigende Häusermasse und war in einer Viertelstunde an der Villa Politi hoch oben auf dem Felsplateau der Achradina, eine halbe Stunde von der Inselstadt entfernt. Wieder ging mir ein Jugendtraum in Erfüllung; von meinem Fenster aus sah ich wirklich jetzt „schimmern in Abendrots Strahlen von ferne die Zinnen von Syrakus.“

Ein weites Panorama eröffnete sich dort oben am nächsten Morgen, am schönsten vom Altan des Hauses aus. Links nach Osten hin liegt tief unter dem alten Kapuzinerkloster, das jetzt städtisches Armenhaus ist, die Latomia de' Cappucini mit senkrecht abstürzenden graugelben Felswänden, zwischen denen, begünstigt von der dort sich sammelnden Feuchtigkeit und der glühenden Sonne, eine reiche Vegetation emporsteigt, Orangen, Zitronen, Feigen, Cypressen, Kakteen und dichte Massen von Epheu; weiterhin dehnt sich endlos der flimmernde Spiegel des Ionischen Meeres, die Straße nach Griechenland und dem Osten, grad vor nach Süden hin fällt in mauerartigen Schichten die verwitterte gelbe Felsküste steil zur See hin ab, davor ragen zernagte Klippen, an denen die blaue Flut in weißschäumenden Spritzwellen emporprang. Dann erscheint über einer tief nach Westen einschneidenden Bucht, dem „kleinen Hafen“ der Alten, die uralte Inselstadt Ortygia, das jetzige Syrakus, mit weißen Ufermauern und Häuserlinien terrassenförmig aufgebaut, jenseits das weite Becken des „großen

Hafens,“ von niedrigen langgestreckten Höhen eingefasst, am Westende von einer Ebene begrenzt. Dort mündet der Anapos, und gerade über dieser Stelle erhebt sich in größerer Entfernung mit vorgebirgartig geformter Bergnase aus der Fläche plötzlich der ansehnliche Höhenzug, der als einförmig verlaufende Linie das weite, grüne Thal des Flusses im Süden begrenzt, bis ganz rechts, von Nordwesten her, mit scharfem Abfall ein anderer langgestreckter Höhenzug beginnt, wandartig und grau, die honigberühmten Hybläischen Berge. Im Mittelgrunde aber erstreckt sich eine öde, steinige Hochfläche gerade von Ost nach West, sich vor diese fernern Höhenlinien und vor das Anaposthal einschiebend, das sind die Epipolä, und an ihrem äußersten und höchsten westlichen Ende schimmert ein weißer turmartiger Bau, der Telegrafo, der weithin sichtbar ist. Nach Norden dehnt sich das Plateau der Akradina, die weitere Fernsicht versperrend, doch hoch darüber ragt der blaue Kegel des Ätna.

(Fortsetzung folgt)



Die Autotypitis, eine moderne Illustrationskrankheit

Von Konrad Lange



Seit einigen Jahren hat nicht nur bei den Franzosen und Engländern, sondern auch bei uns Deutschen das Äußere der illustrierten Zeitungen ein ganz neues, von dem bisherigen abweichendes Gepräge angenommen. Während bis dahin der Holzschnitt, und zwar der moderne malerische Tonschnitt den Bilderschnitt beherrschte, ist jetzt die Autotypie, das heißt natürlich die Autotypie nach der Naturaufnahme die vorwiegende Illustrationsgattung geworden. Das bequeme und vor allen Dingen billige Mittel der mechanischen Reproduktion von Momentphotographien hat den künstlerischen Holzschnitt ersetzt oder doch wenigstens so sehr zurückgedrängt, daß sein völliges Verschwinden von der Bildfläche in naher Aussicht zu stehen scheint. Neuerdings haben sogar Verleger illustrierter Zeitschriften die Xylographen, die bis dahin bei ihnen beschäftigt waren, entlassen und ihre Absicht kundgethan, in Zukunft nur noch Autotypien nach Momentaufnahmen aktueller Ereignisse, außerdem aber Zinkzügen nach modernen „dekorativ“ komponierten Linienzeichnungen zu bringen. Damit bliebe für den Holzschnitt überhaupt kein Feld der Thätigkeit mehr übrig. Und es fehlt darum auch nicht an Stimmen, die dieser Technik ein sanftes und seliges Ende prophezeien und ihr dabei noch nicht einmal ein Begräbnis erster Klasse versprechen. Es wird sich deshalb lohnen, die Autotypie einmal etwas genauer auf ihre künstlerische Bedeutung und ihr Verhältnis zum Holzschnitt hin anzusehen.

Natürlich müssen wir bei dieser Frage die Kunst und das Geschäft streng auseinander halten. Wenn ein Verleger seine auf den malerischen Holzschnitt eingearbeiteten Xylographen entläßt, so hat er dazu nicht nur das Recht, sondern auch seine zwingenden, das heißt klingenden Gründe, die wir ihm ganz gut nachrechnen